

Abonnement f. Berlin: Viertel, 1 Rthl. 20 Sgr.  
für ganz Preußen 2 Rthl. 10 Sgr.; für das übrige  
Deutschland 2 Rthl. 20 Sgr.

Belegungen nehmen alle Buchhandlungen des In-  
u. Auslandes an; Berlin: C. Spemanns Buchh. Nr. 51.  
Inserate: die Preizelle 2 Sgr.

Inhalt.

Die Verhandlungen mit Dänemark.  
Deutschland: Berlin: die bänische Depesche. Kassel: Einigung  
der Rammers über die Verfassungsentwürfe. Aus Ober-  
bayern: Untersuchungen gegen Gymnasialen. Didenburg: Kirchliches.  
Spanien: Madrid: die Reichstagen im Senat.  
Frankfurt: die Reichstagen im Reichstagsgebäude.  
Amerika: New-York: zur amerikanischen Reichstags-  
sammlung. Die Verhältnisse der Reichstagsmitglieder; die ge-  
heimnißvolle Verfassungsentwürfe; die Verweigerung des central-  
amerikanischen Vertrages.  
Antike Nachrichten.  
Berliner Nachrichten.  
Provinzial-Beilage.

Die Verhandlungen mit Dänemark.

Es ist jetzt ein volles Jahr her, seit in Berlin jene Note  
geschrieben wurde, in welcher das preussische Ministerium dem  
dänischen eröffnete, daß es mit lebhaftem Interesse den Ver-  
handlungen der holländischen Stände und des bänischen Reichs-  
raths gefolgt sei und dabei mit Beharrlichkeit wahrzunehmen habe,  
daß die Verhältnisse der Herzogthümer von Neuem in eine  
Spannung gerathen seien, welche die Wiederkehr erster Ver-  
wicklungen besorgen ließen. Unsere Regierung bekannte, sich  
nicht verhehlen zu können, daß die Klagen der Herzog-  
thümer nicht ohne Grund seien, und wünschte deshalb,  
daß einer noch tieferen Anregung der Gemüther durch  
Wahrheiten vorgebeugt werden möchte, welche die Her-  
zogthümer in der Zukunft zu stürzen geeignet wären, daß  
ihre höchsten Interessen nicht schimpflos gefährdet seien. Weiter  
in jener Note noch in der dieselbe begleitenden Denkschrift stellte  
unsere Regierung an die bänische für's erste ein bestimmtes  
Verlangen in einer festen Richtung, sondern begnügte sich mit  
der Aufforderung, daß durch die in den letzten Jahren in Bezug  
auf die Verfassungsverhältnisse in Dänemark getroffenen Maß-  
nahmen sowohl die geschichtlichen Rechte der deutschen Reichs-  
theile als die der dänischen Mächte nach dem Friedensschlusse  
gegebenen Zusagen vielfach verletzt worden sind, indem sie zu-  
gleich zu bedenken gab, daß es im eigenen Interesse der bänischen  
Regierung liege, es nicht zu einer ständischen Beschwerde-  
führung dem deutschen Bundestage kommen zu lassen. Von der  
Zweckmäßigkeit einer Einberufung der holländischen und  
laubenburgischen Stände war damals wenigstens schriftlich noch  
nicht in bestimmter Weise die Rede; diese Forderung ist erst in  
der preussischen Note vom 23. October gestellt worden.

Dr. v. Scheele versetzte in seiner Erwiderung auf die erste  
Note, daß er jeder Forderung der Sache Seitens der deutschen  
Bundesversammlung, ganz abgesehen von etwaigen Kompetenz-  
fragen, mit Ruhe entgegen sehe, ja in seiner vorläufigen Weise  
drückte er das Vertrauen aus, Preußen werde selber die etwa  
in den Herzogthümern auf eine Beschwerdeführung geleiteten  
Bewegungen auf das rechte Maß zurückzuführen sich bestreben.  
Dieselbe hatte er einen Artikel eines Berliner ministeriellen  
Blattes gelesen, in welchem den holländischen Ständen von der  
Abbringung einer Klage beim Bundestage, von welcher während  
des Sommers viel in den Zeitungen die Rede war, abgerathen  
wurde, und ganz war es ihm nicht über zu nehmen, wenn er  
diesen Rath, mit der ihm übergebenen Note zusammengehalten,  
etwas anfassend fand. Die Stände hätten ohne Zweifel längst  
ein Interesse gehabt, sich an den Bundestag zu wenden, man  
kann sich kaum überzeugen, daß sie so lange geduldet haben  
würden, wenn sie bloß ihrem eigenen Eingebungen gefolgt  
wären. Es ist an sich sehr wahrscheinlich, daß die diesen Schritt  
allein aus Rücksicht auf die deutschen Großmächte bisher

unterlassen haben, denen sie damit ihr Vertrauen bezeugt, aber  
auch eine bestimmte moralische Verpflichtung auferlegt haben,  
nämlich die, wirklich und mit Aufopferung zu handeln und  
die von ihnen den Ständen gleichsam aus der Hand genom-  
mene Sache so bald als möglich einem guten Ende entgegen-  
zuführen. Man ist unter diesen Umständen sicherlich zu der  
Erwartung berechtigt, daß die deutschen Mächte sich für ver-  
bunden halten werden ihre Initiative nicht wieder aufzugeben.  
In der österreichischen Note vom 18. März wird bemerkt, daß  
die Einberufung der Ständeversammlungen den Vortheil  
bringe, die bänischen ständischen Beschwerdeführung zu eröffnen  
und frei zu geben. Oestentlich soll das nicht heißen, daß Oester-  
reich geduldig zu warten vorzuziehen, bis die holländische Klage  
in Frankfurt anlangen werde; denn diese könnte gerade in Folge  
der von Oesterreich und Preußen getroffenen Einleitungen sich  
sehr lange hinauszuziehen.

Die Sache ist schon seither unbillig langsam von der Stelle  
gerückt. In einem runden Jahre ist genau nicht mehr und  
nicht weniger erreicht worden, als daß die bänische Regierung,  
bevor sie die Antwort ertheilt gegen die Herzogthümer jurisdik-  
tionellen wolle, die Antwort ertheilt hat, daß sie nach einem  
neuen Vierteljahre anfangen wolle zu sehen, ob sich etwas  
thun lasse. Zwischen der Ankunft des fürstlichen Reichstags  
in Konstantinopel und dem Abschlusse des Bündnisses und der  
Kriegserklärung der Bestmächte lag gleichfalls ein Jahr vor-  
zugsweise diplomatischer Arbeit, aber kaum würde ein Jahr  
hinreichend haben um alles Vollbrachte zu vollbringen, wenn die  
Geschäfte sich damals in dem Schritte vorwärts bewegt hätten,  
wie gegenwärtig die zwischen den Kabineten von Wien, Berlin  
und Kopenhagen. Die letzte bänische Antwort ist nicht anders,  
als wenn ein unerschütterlicher Schwur, zehnfach gemacht  
und mit gerichtlicher Verurteilung bedroht, sich schließlich zu dem  
Zugehörigkeit herabließ, daß er sagte, er wäre doch selber neu-  
terzig, ob er sich über Jahr und Tag bei Rast bestände, wenn  
an seine Ständiger zu denken. Jaghafte Schriftsteller denken  
geru die Bänische ihrer Rathlosigkeit mit einem nonis verronen; um  
haben sich auch die geduldeten Diplomaten in Dänemark  
die Benutzung gemerkt und die Welt ist um eine Klasse  
immer unverantwortlicher, wenn man sich nicht entschließt, den  
Herrn, die betreibt zu diesem Rechtsbunde heranzuführen sind,  
durch einige antreibende Mittel aufzuheben. Sie wissen nicht  
mehr aus noch ein: wie will man je mit ihnen fertig werden,  
wenn man sie sich selbst überläßt und geduldig ihrer Unschlich-  
tungen harret? Denn in diesem Falle werden sie selber den  
Ausweg wählen, nichts zu thun oder Scheinbewegungen zu ma-  
chen, da sie bloß noch darauf zu hoffen haben, daß die Zeit  
und irgend ein mit der Zeit kommander Zufall sie aus ihrer Ver-  
legenheit reißt. In der That, was erwartet man jetzt von den  
bänischen Ministern, wenn man sie unbehelligt läßt und ihnen  
nicht beständig dicht hinter den Heren bleibt?

Wenn sie die holländischen Stände im August — versteht sich  
am 31. — einberufen, wobei noch ein Jahr Verzögerung gegeben  
ist, daß sie nicht am 31. August in Berlin und Wien erklären,  
sie hätten jetzt den bestimmten Entschluß gefaßt, die Stände  
im November zusammenzutreten zu lassen, so entsteht dann die  
börnige Frage: zu welchem Zweck? Dänen der verschiedensten  
politischen Färbungen, mit Ausnahme einer kleinen konservativen  
Partei, die zur Zeit von den Ministern entfernter als ir-  
gend eine andere ist, haben sich in vorjährigen Reichstagen  
der Verbesserung überreden, daß die Gesamtstaatsverfassung  
bei der Beratung der deutschen Provinzialstände unterbreiten so  
viel heißen würde, als das Staatsgebäude an allen Ecken in

Brand stecken und „Alles in das Chaos zurückwerfen.“ Ge-  
legt man indessen, die Minister wagten diesen schänen Sprung  
in das Reich's dennoch mit gehöriger Vorsicht und machten  
den Ständen irgend eine Vorlage, die dafür aufzugeben  
werden könnte, den Forderungen Preußens und Oesterreichs zu  
entsprechen: so läßt sich der weitere Gang der Entwicklung doch  
jedemfalls mit einer gewissen Bestimmtheit voraussehen. Die  
Stände ihrerseits können kaum einen wesentlich verschiedenen  
Weg einschlagen, als einen solchen, wie er den deutschen Mit-  
gliedern des Reichsraths in der vorjährigen Sitzung bei Ein-  
bringung des Scheel's Preussens Antrages vorkam. Sie  
können nur verlangen, daß die Regierung ihre Gutachten über  
die zwischen den allgemeinen und besonderen Angelegenheiten zu  
ziehende Grenzlinie entgegen nehme und im engen Anschluß an  
dieselben dem Reichsrath einen Gesetzentwurf zur Abänderung  
der Gesamtstaatsverfassung vorlege. Da fragt es sich nun erstens,  
ob die Minister, welche nach Entzerrung des Herrn v. Scheele  
sich wenigstens vor einander nicht mehr fürchten und einander  
für satellistische Kadavere und ferne Dänen zu halten Grund  
zu haben glauben, mit einer Vorlage der besagten Art vor  
die Ständeversammlung und vollends ob sie mit den Gutach-  
ten derselben vor den Reichsrath treten und diesem eine geüb-  
liche Verfassungsänderung zum Vortheil der Deutschen werden  
zumuthen wollen? Bis jetzt berechtigt nichts dazu, eine solche  
Willkürigkeit wahrzunehmen zu finden, in ihrer den deutschen  
Mächten unangenehm entgegen zu treten ist von der Gesamtstaats-  
verfassung überhaupt gar nicht die Rede. Sollten sie allenfalls  
die holländischen Stände nach Belieben berathen lassen, so  
würden sie demnach sicherlich geneigt sein, sich von den Vor-  
schlägen derselben so viel anzueignen, um die deutschen Mächte  
und die Stände selber zufriedenzustellen. Wie viel sie selbst bei  
gutem Willen von diesen Vorschlägen im Reichsrath, wo  
das satellistische Dänemark die Stimmenmehrheit hat, durch-  
setzen würden, steht dahin, würde aber auf keinen Fall  
der Rede werth sein, und in Hinsicht mag es wohl keinen Zweck  
geben, der von diesen Reichsrathsbeschlüssen etwas hoffte.  
Inzwischen müßten schwerere und langwierige Verhandlungen  
mit dem Reichsrath versucht werden, ein etwaiger Minister-  
wechsel könnte leicht eine Aufhebung des Letzteren zur Folge  
haben, und so verzögere geraume Zeit, ehe sich nur sagen ließe,  
ob die holländischen Anträge Aussicht auf Bewilligung hätten  
oder nicht. Sollen nun etwa die Stände so lange warten, bis  
sebständige, daß sie mit ihren Anträgen in besser Form abge-  
wendet wären, und dann die Beschwerde beim Bundestage erheben?

Wenn man den bänischen Ministern die Abwendung dieses  
für sie unthunbaren Geschäftes überläßt, so werden sie nicht  
damit fertig werden. Man muß ihnen deshalb Frühen setzen  
und vorläufige Zusagen und Verfügungen von ihnen verlangen,  
daß sie, so lange die Dinge in der Schwebe sind, sich jeder neuen  
Rechtsveränderung enthalten. Man kann sehr wohl ihnen die  
Verzögerung auflegen, daß sie einmüthig durchaus keine Do-  
minanzverläufe vornehmen, keine protektionistische Gesetze in den  
Herzogthümern erlassen und namentlich ihren Gesetzsammlungen  
in Schleswig, um welches Herzogthum die deutschen Mächte  
kraft der Verhandlungen von 1851 sehr wohl ein Recht haben  
sich zu bestimmen, ein Ziel setzen. Man kann ihnen auch an-  
kündigen, daß man ihnen bei der kommenden Abrechnung keinen  
Fremd schenken werde, denn sie sich inwieweit noch herausnehmen  
sollten. Die Dänen sind voll Macht: man muß sie wie Men-  
schen behandeln, die sich vom Rechte der Verzeihung hien-  
reizen lassen.

Literarisches aus Nord-Amerika.

Je mehr man genöthigt ist, sich den Jantee als einen posi-  
tiven und praktischen Mann vorzustellen, desto auffallender  
müssen die romantischen und phantastischen Elemente erscheinen,  
die sich so häufig in der jüngeren poetischen Literatur jenseits  
des Oceans äußern. Man denke, wenn man sie zufällig gelesen,  
an die „Grotten“ und „Arabellen“ von Edgar Poe, dem  
leider so früh Verstorbenen, oder an seine seltsam gemalten Ge-  
dichte „der Rabe“, „Malime“ u. s. w.; man denke an Long-  
fellow's „Goldene Legende“, „Hyperion“ u. s. w. In den  
meisten Fällen wird man den direkten oder indirekten Einfluß  
Deutschlands unverkennbar wahrnehmen. Zum Theil dasselbe  
gilt von einem wunderlichen Duche jüngsten Datums, welches  
uns unlängst in die Hände kam, betitelt: „Meister Karl's  
Stech-Bock“, Meister Karl's Stenbuch von Charles  
G. Keland. Das Buch ist ein Gemisch von deutschen An-  
regungen und einer Darstellung im Charakter Nabelais, insofern  
es sich namentlich in den häufigen Wechseln von E und Sprünge  
ergeht und in jolllosen Citaten eine fast ununterbrochene  
Lustigkeit. Nicht Jeder wird an einem solchen Werke Ge-  
schmack finden, aber es ist dasselbe dessen ungeachtet eine nicht  
uninteressante Erscheinung des modernen nordamerikanischen  
Büchermarktes, die in verdorfer Beziehung die Aufmerksamkeit  
eines deutschen Literatursfreundes in Anspruch nehmen darf.

Ueber den Verfasser erfahren wir aus einer und momentan vor-  
liegenden New-Yorker Monatschrift mancherlei Näheres. Keland  
ist im Jahre 1824 in Philadelphia geboren. Er studirte auf  
dem College zu Princeton und nachdem er, einundzwanzig  
Jahre alt, graduiert worden, schiffte er sich nach Europa ein. Er  
lebte hier, wie ein fahrender „Schüler des Mittelalters“ (nach  
dem wörtlichen Ausdruck unserer Quelle), indem er entweder von  
einer Universität zur anderen wandernd vielerlei Vorlesungen  
hört, oder jene Kenntniß der Menschen und Dinge sammelt,  
welche allein der Wechsel der Schauplätze auf Reisen gewähren  
kann. Nach dem er auf diese Weise mehrere Jahre zugebracht,  
lehrte er nach Amerika zurück und trat in die juristische Lan-  
dschaft ein, die er jedoch bald mit der Literatur vertauschte, wo-  
für ihn Natur und Neigung bestimmt zu haben scheint.

Die Schriften Kelands umfassen einen ausgebreiteten Kreis  
der literarischen Produktion, von der abstraktesten und schwie-  
rigsten philosophisch-kritischen Betrachtung bis zum leicht hinge-  
worfenen Erguß in Berlin, und sie mögen allerdings auf den  
amerikanischen Leser ihrer Form wie ihrem Inhalt nach den  
Eindruck einer ausschließlichen Eigenständigkeit machen. In seinen  
ersten Abhandlungen und Untersuchungen, heißt es in dem  
Artikel über ihn, häuft er Autorität auf Autorität, Citat auf  
Citat, aus allen Zeiten und aus allen Sprachen, so daß der  
Leser fast unter dem Gewicht von Beweisen erliegt, die ihm in  
unerschöpflicher Fülle und mit spielender Reichthümlichkeit zu-  
gehören. Selbst in seinen Gedichten und flüchtigen Skizzen über-  
rascht das große und seltene Wissen, welches aus ihnen hervorleuchtet.  
Ein einfaches Beispiel ist bald eine neoplatonische Idee gegrün-  
det, bald im Charakter der Rinnensänger oder Troubadoure be-  
handelt. Eine Klasse zu legen einer modernen religiösen Vorstellung  
erleidet hier mit der schlichten Einfachheit der Dithyrambe abgefaßt;  
dort wird die Erörterung durch die wunderlichen Anschauungen  
des germanischen Mittelalters, durch die Rabala, den Zalman

und die Mythen Ägyptens verfolgt, bis sie sich unter die  
Fragmente der uralten Sanscrit-Literatur verliert. Kein Schrift-  
steller Amerikas, behauptet unser Gewährsmann, gebietet über  
eine so angeheure Fülle von Kenntnissen, theils aus Büchern,  
theils aus Reisen gesammelt. Und wenn von den Rednern  
Schlegel erzählt wird, daß sie Alles, von Plato bis zur Kinder-  
spiel herab, lesen konnten, so zeigt sich Keland mit einer ganz  
ähnlichen Fähigkeit ausgestattet. Er ist auf allen Gebieten zu  
Hause, was bei einem Manne, der erst im Beginn der dreißiger  
Jahre steht, eine um so größere Bewunderung erregen darf. Er  
kennt die Systeme der Philosophen von Sokrates bis Kant; er  
weiß in der Geschichte jeglicher Kunst Bescheid, er ist mit den  
meisten Sprachen vertraut, die eine Literatur besitzen; er hat sich  
fogar mit der Lectüre höchst seltener und obscurer Bücher  
beschäftigt. Um sich eine so angebreitete Gelehrsamkeit anzu-  
eignen, bedurfte es, wie leicht zu begreifen, einer ungewöhnlichen  
Verstandeshärte, eines stufenlosen Auffassunges- und Orien-  
tierungsvermögens und eines außerordentlichen Gedächtnisses,  
Eigenschaften, mit denen Keland in der glänzenden Weise  
ausgestattet ist. Dabei rühmt der amerikanische Berichterstatter  
an dem Schriftsteller die entschiedene Originalität, die derselbe  
in seiner geistigen Richtung bewahrt.

Die große Sprachgelehrsamkeit Kelands, so wie seine Be-  
ziehung zu ausländischen Literaten befindet sich hauptsächlich  
durch eine anspruchsvolle Menge von Uebersetzungen poetischer  
Schätze der verschiedensten Nationen, die er auf diese Weise bei  
seinen Landsleuten einführt. Sein wichtigstes Werk der Art  
ist seine Uebersetzung von Heine's „Reisebildern“. Außerdem  
übersetzt Keland mit besonderer Vorliebe Voltaires und Bal-  
lacons, sowie kleinere Gedichte aus fast allen Sprachen des alten  
und neuen Europas; aus dem Französischen der mannigfaltigen  
Patois, aus der Sprache der Troubadoure und Trouvère; aus  
dem Deutschen Goethes, Schillers und Heines; aus deutschen  
Provinzialdialekten, aus dem mitteldeutschen Bismar der Nibel-  
ungen und der Minnesänger; aus dem Holländischen, Däni-  
schen, Schwedischen, Spanischen, Russischen, Polnischen, Böhm-  
ischen und Ungarischen; aus dem Italienischen von Tostana  
und aus dem venetianischen und anderen Dialekten; aus dem  
Portugiesischen Patein, aus dem Pflanzlatein, aus dem Latein der  
Reimenden und der maorischen Poeten.

Nicht minder zahlreich sind seine eigenen Gedichte, darunter  
fogar verschiedene in fremden Sprachen. Ihr Charakter scheint  
namentlich mannigfaltig zu sein. Die einen werden als zart, musi-  
kalisch und gleichsam hingehaucht bezeichnet; die anderen sind,  
heißt es, von dem Geiste einer feinen Ironie befeuert; noch  
andere ergöhen sich in den Sprünge eines wild ausgelassenen  
grotesken Humors. Man wird aus dem Obigen vielleicht den  
Schluß ziehen, daß die poetische Bahn Kelands gewissermaßen  
mit der Heines parallel läuft, wenn auch nicht in gleicher Höhe  
des Aikvans.

Unter Kelands profaischen Arbeiten werden seine Künstler-  
Legenden sehr gelobt. Noch höher jedoch stellt man seine kriti-  
schen und ästhetisch-philosophischen Betrachtungen. Diese Ab-  
handlungen, sagt unser allerdings ziemlich empfindlicher Bericht-  
erstatter, sind die ersten in englischer Sprache, welche etwas  
der Art wie ein allgemeines System der Kunstkritik vorführen.  
Dieses System hat weite Grenzen, als sein Name besagen

mag; denn unter dem Begriff Kunst subsumirt Keland alle  
Werke der Umgestaltung, Poetik, Malerei, Sculptur, Musik,  
indem er sie sämtlich nur als verschiedene Ausdrucksweisen  
für dieselbe Gattung von Ideen ansieht. Der Leser mag sich  
vielleicht verwundern (man vergesse nicht, daß der amerikanische  
Revisor spricht), wenn wir hierin allein das erblicken, was  
man ein philosophisches System der Kritik nennen kann. Nichts-  
bedenklicher sind wir vollkommen im Recht und wir fordern  
Zurückman auf uns etwas anderes einem System Reichtliches  
zu zeigen, was auf alle Phasen der Kunst paßt, die jemals  
hatten, oder stattfinden werden. Ohne Verweisung dieser  
Forderungen kann von keiner Philosophie im höchsten Sinne  
des Wortes die Rede sein.

Diese philosophischen Bemerkungen Kelands haben jedoch,  
wie wir lesen, keine umfangreichere Theilnahme erweckt, und zwar  
wegen der allgemeinen Unwissenheit in Bezug auf den Gegen-  
stand, wie wegen der geringen Reizung des größeren Publi-  
kums, sich in so tiefe und gründliche Untersuchungen zu verlan-  
gen. Keland hat daher auch möglichst seine Arbeit abgedrückt;  
jedoch, sagt der Revisor des Monatsheftes hinzu, war bereits  
genug gegeben, um zu zeigen, daß die Ansichten des Autors ein  
System im wahren Sinne des Wortes bilden, und daß unter seinen  
Händen alle die unbestimmten und verwirrenden Fragen über  
den Geschmack, welche die Welt bisher so arg mythisirt,  
unter feste und harmonische Gesetze gebracht worden, die ba-  
füßig sind, jeden möglichen Zweifel zu beseitigen und jeden  
möglichen Konflikt im Voraus anzugehen. Wenn wir den  
Revisor in dieser ausföhrlichen Aenderting richtig verstehen,  
so hat Keland in seinen ästhetisch-kritischen Bestrebungen eine  
Frucht seiner Reise mit in seine Heimat zurückgebracht oder  
mit anderen Worten einen Versuch gemacht, die ästhetischen  
Systeme unserer modernen deutschen Philosophie, die Ranke's  
lehren von Hegel, Fischer u. s. w. oder etwas ihnen Analoges  
nach Amerika zu verpflanzen.

Nehmen wir nun das Werk zur Hand, welches unsere Auf-  
merksamkeit auf Keland lenkt, „Meister Karl's Stenbuch“, so  
erkennen wir in demselben ein literarisches Ereigniß ziemlich  
absonderlicher Art. Der Verfasser hat sich darin, wie er selbst  
sagt, mit vollster Freiheit dem Belieben seiner Phantasie und  
dem Ströme seiner Gedanken hingegeben; wir empfangen den  
Eindruck einer langen Reihe der buntesten Dissolving Views.  
Den Grundriss bilden Reiseerinnerungen aus Europa, besonders  
aus Deutschland und Italien; aber in der häufigsten Bedeutung  
des Wortes als Voyage en zig-zag angefaßt. Es ist ferner  
auch ein solches Werk, welches die Spiele deutscher Romantiker  
und Phantastik mit den Sprünge des Pantagruellismus  
verbindet, denn spezifisch amerikanischen Leser vornehmen  
mag, so hat doch der Revisor des New-Yorker Monats-  
heftes den Geist der Keland'schen Darstellung mit seinem  
Lekt begriffen und in trefflicher Weise gewürdigt. Zeit  
und Raum sind nichts für den Verfasser des Stenbuches.  
Die Grenzen der Wirklichen und der geistigen Welt sind von  
seinem Auge völlig verschwunden. Die moderne Paphlagonie  
des neuen Aias und die Roma des Julius Cäsar sind für Meister  
Karl ein und dieselbe Sache. Er ist eben so zu Hause unter  
Sodom und Gölphen wie unter Scythien und Arabien. Er  
schmeißt der Cleopatra und Rimon de Fenelon in einem